

Nora Sdun, Textem-Verlag, Hamburg

Zur Eröffnung der Ausstellung von Reinhold Engberding und Holger B.Nidden-Grien

Correspondentia #7 – Death ain't dead, ain't it

Hamburg, November 2014

... ein paar Takte zu dieser Ausstellung

Eingeladen war Reinhold Engberding zum diesjährigen Jahresthema des Einstellungsraums »Park & Ride«. Engberding hat sich diesem Thema, wie die meisten Künstler, die hier zu Jahresthemen eingeladen sind, auf metaphorischer Ebene genähert. Und zwar mit Überlegungen zum Verschwinden, Sterben, zum Abwesenden, und dessen was übrig bleibt von einem Menschen der fort ist, und wie man womöglich doch weiter kommunizieren kann. Er hat dazu auch einige ulkige Gedichte verfassen lassen von seinem Partner Herrn Nidden-Grien.

Es geht also um die letzte Fahrt und das vermutlich endgültig letzte Parkmanöver welches der Tod darstellt. Wir lernen in dieser Ausstellung nichts über das verkehrspolitische Konzept von »Park & Ride«, aber das hat wohl auch niemand angenommen.

Ich spreche über Kommunikations- und Navigationsmethoden auf der letzten Reise: Wir sehen hier (im Kellerraum) ausgestellt Bilder, die einen jungen Mann in weißem Hemd zeigen, der sich des sogenannten Winkeralphabets bedient um eine Information zu übermitteln. Und ich behaupte nun, dass man mit dieser Kommunikationstechnik möglicherweise Charon, ans Ufer lotsen kann. Charon ist der Fährmann, der die Toten über den Fluss Styx in Jenseits bringt. Es gibt noch ein paar andere Flüsse, die diese Grenze zwischen Leben und Tod markieren – ich denke mir das als ein Gewirr von Mahlströmen – unklar bleibt dabei, wie man sich die Ufer vorstellen muss. Sowohl das diesseitige wie das jenseitige. Dabei wäre das interessant zu wissen, da man dort nämlich als Schatten ausharren muss, wenn man kein Geld für Charon dabei hat. Man kann sich vorstellen, dass dort deshalb ein ziemliches Gedränge herrschen muss.

Also, um Charon ans Ufer zu holen, kann man vielleicht ein Winkeralphabet verwenden, man muss Charon aber wie schon gesagt auch bezahlen – mit dem sogenannten Charonspfennig. Diese Münze wird den Toten in den Mund gelegt, ein sonst unüblicher Ort für Geld, warum steckt man die Münze den Toten nicht in die Faust oder in einen Brustbeutel? Warum in den Mund? Klar, das ist ein sicherer Aufbewahrungsort, erst recht für jemanden der nur noch wenig redet. Angesichts der Orte an denen Drogenkuriere ihre Waren im Körper transportieren scheint der Mund allerdings ein wenig läppisch – oder vielleicht auch nicht.

Man stelle sich also vor: Charon nähert sich dem Ufer um einen Toten ins Jenseits abzuholen, der Tote steht da in einem weißen Hemd und fuchtelt mit den Armen, er ist stumm wie ein Karpfen, erinnert sich aber aus Gewohnheit an seine Fähigkeit zu sprechen, klappt den Mund auf und der Charonspfennig kullert dem Fährmann entgegen. Pantomime ist zwar nur ein Ersatz fürs Sprechtheater, aber es geht.

Diese Charonspfennige, ein Obulus übrigens, also eine nur kleine Summe Geldes, können auch auf die Augen der Toten gelegt werden – mit demselben Effekt – auch diese Gelder sind für Charon vorgesehen. Aber ich schweife ab, denn um Geld geht es in dieser Ausstellung gar nicht.

Kommen wir zu der Information die der junge Mann übermittelt, Der Winker schreibt mit seinen Händen nämlich den Satz: Death ain't dead, ain't it. Und zu genau diesem Satz, bzw.

zu dessen deutscher Übersetzung hat Herr Nidden-Grien Gedichte verfasst – mit durchaus saftig vegetativem Inhalt also gar nicht angekränkelt und irgendwie todesnah.

Epikur äußerte angeblich folgenden Satz: „Mit dem Tod habe ich nichts zu schaffen. Bin ich, ist er nicht. Ist er, bin ich nicht.“ Engberding hat hier eine etwas andere Satzkonstruktion am Wickel, die aber auf ähnliche Art und Weise poetisch grammatikalisch die unfassbare Sauerei – die bekanntlich abgeschafft gehört – thematisiert. Death ain't dead, ain't it.

Nun, dass der Tod wohl nicht selber tot ist, soweit sind Reinhold Engberding und Epikur einer Meinung, nur dass Engberding hier eine Kommunikationsform, eben das Winkeralphabet als hypothetische Unterhaltungsform zu etablieren versucht, was Epikur für sich strikt ablehnte.

Der Satz Death ain't dead, ain't it. richtet sich also womöglich an zweierlei Personenkreise, zum einen an Charon, den Tod und die Götterfamilie als ernstgemeinte Frage, und da die Beantwortung noch eine Weile auf sich warten lassen wird, richtet sich der Text zum anderen auch an die Lebenden als recht mühsame Meditationsaufgabe. (Mühsam nur, weil in existentiellen Fragen, wie im Falle des Sterbens, der oder diejenige mit den einfachen Ansagen, und eben nicht den Fragen, meist den größeren Zulauf hat, was die Sache allerdings nicht richtiger macht.)

Das Winkeralphabet hat sich im nautischen Bereich sehr lange gehalten vor allem aus dem simplen Grund, dass die Nachrichten schwer abzuhören sind, also für Spione ausgesprochen lästig zu entschlüsseln sind. Anders als Funksprüche kann man sie nicht unerkant abfangen, man muss sich als z. B. feindliche Partei selbst in sichtbarer Nähe der beiden anderen Parteien aufhalten, die eine solche optische Nachricht übermitteln. Was wiederum ein Manko der Wink-Technik deutlich macht, nämlich, dass man sich sehen muss – zumindest der Empfänger muss den Sender sehen. Bei Nebel oder zu großer Entfernung funktioniert das ganze nicht.

Die Erfindung des Semaphors, also eines „Optischen Telegrafen“, vermochte diese Entfernungs-Schwierigkeit zu überbrücken. So betrieb der Altonaer Kaufmann Johann Ludwig Schmidt zwischen 1837 und 1850 eine optische Telegrafienlinie mit mehreren Stationen von der Cuxhavener Elbmündung nach Hamburg als Schiffsmeldedienst. Man muss sich das vorstellen wie die Rauchzeichen der Indianer, nur als fest gebaute Stangen mit variablen Zeigern, immer gerade in Sichtweite der nächsten Zeiger-Stange aufgestellt.

Und klar: die Unterhaltung mit dem Jenseits, wie hier in der Ausstellung durch das Winkeralphabet angedeutet, ist mit Sicherheit eine sehr persönliche, sie wird sozusagen in Sichtweite abgehalten, sie bleibt schwer abzuhören, lässt sich nicht ausspionieren, und ist vermutlich wertlos selbst für einen erfolgreichen Spion, weil es sich bei einer solchen Unterhaltung um strikt persönliches Erleben dreht, welches sich nicht massenmedial vermarkten oder sonst wie vervielfältigen lässt. Damit ist das Winkeralphabet hier ein sinniges Bild für Kommunikationsformen, welche sich mopsig machen, die Grenzen unseres Verstandes zu überschreiten.

Ich komme jetzt zu diesem weißen Gebilde im oberen Ausstellungsraum: ein Gespenst oder eine Reuse. Ich beginne mit meiner ersten Assoziation, der von einem Totenhemd.

Mit einem Totenhemd bekleidet sind alle gleich, vor Gott und dem Tod. Es macht also keinen Sinn, sich im Cocktailkleid beerdigen zu lassen. Und um zu signalisieren, dass man das verstanden hat, trägt man ein Totenhemd. Dieser Brauch ist mittlerweile nicht mehr üblich, aber das ist mir jetzt egal.

Hier haben wir – im übrigen fünf – säuberlich aufgetrennte Herrenoberhemden, also keine Totenhemden, aber die Assoziation stellt sich ein. Alle Teile, Manschetten, Krägen,

Rückenteile sind der Größe nach sortiert und zu einer Art Schlauch verklebt. Hier gerate ich wiederum in nautische Gefilde, denn man könnte diesen Schlauch hervorragend als Treibanker verwenden. Damit bremst man ein Schiff z. B. in hoher See. Auf die letzte Schifffahrt mit Charon übertragen könnte man damit also die Fahrt verlängern, ein letzter „Ride“ bevor man für immer parkt.

Sie sehen jetzt, es klappt mal wieder nicht 100%ig mit den Assoziationen, denn wer trägt schon fünf Oberhemden auf seiner letzten Fahrt. Man kann zwar auch ein einzelnes Hemd als Treibanker verwenden, aber was soll dann dieser Schlauch aus fünf Hemden.

Nun, man kann die Sache noch mal anders angehen und sagen, dass Reinhold Engberding hier einen Erinnerungs-Treibanker zu Ehren der Person zusammengebaut hat, der die Hemden zu Lebzeiten gehörten und von der er sie erbte. Denn anders als ein intaktes Hemd, welches man ererbt im Schank aufbewahrt (und was vermutlich nie getragen wird, weil es nicht die richtige Größe hat, oder völlig unmodern ist), ist dieses Schlauch-Gebilde in der Lage, einen Gedanken in Gang zu bringen, der die Erinnerung an eine verstorbene Person aufrufen kann und wie ein Treibanker den raschen Strom der ständigen Alltagsgedanken bremsen kann, auf dass in der so erzeugten Ruhe Erinnerungen an die Oberfläche treiben mögen, o. ä., wobei die reusenartige Verjüngung der Form, zusätzlich zum Bremsvorgang auch das langsame Entgleiten und »Kleinerwerden« der präzisen Erinnerungsbilder bedeuten könnte.

Vielleicht gehört dieser Teil der Ausstellung doch mehr zum Jahresthema »Bremsen«. Dagegen spricht dann aber wiederum das nachtgespenstartige Glotzen aus den leeren Höhlen der Schulterpartien, welches uns seinem mit koboldhaftem Spuk (den Schimmelreiter etc. bitte auch nicht vergessen) zu den nicht minder koboldhaften Gedichten führt (deren genaue Lektüre ich ihnen anrate).

Man darf nicht vergessen, dass bei all diesen Sperenzchen ein Fernrohr gut zu gebrauchen wäre, sowohl um in die Zukunft zu sehen, als auch in die Vergangenheit; um das Winkeralphabet live zu beobachten, ist es schier unerlässlich.